



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spanuth, August: Religion und Volk in China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Religion und Volk in China



Es giebt in China drei Religionsysteme, nämlich die alte chinesische Religion, den Taoismus und den Buddhismus. Die alte chinesische Religion nimmt drei Grundwesen an: den Himmel, die Erde und den Menschen. Über alles erhebt sich und breitet sich aus der erhabne Himmel, der Schang-ti oder der obere Kaiser genannt wird. Demnächst folgt die Erde, die alles trägt und nährt und daher als Fürst bezeichnet wird. Die Wechselwirkung von Himmel und Erde bringt alle Dinge hervor, so auch den Menschen. Als das einzige vernünftige Wesen in der Welt nimmt er eine Hauptstelle in der Schöpfung ein; der weise Regent steht dem Schang-ti zur Seite und unterstützt ihn bei der Weltregierung. Diese Religion kennt keine persönliche Offenbarung, sondern die Ordnung der Natur und der Hergang der Begebenheiten sind der Ausdruck eines Gesetzes, und nur durch außerordentliche Phänomene, wie Überschwemmungen, Dürre, Erdbeben, giebt der Himmel zu erkennen, daß die Harmonie zwischen den drei Grundwesen der Welt gestört ist. Der Mensch und namentlich der Kaiser muß dann durch Opfer den Himmel wieder versöhnen und die Ordnung wieder herzustellen suchen.

Im Anschluß an diese religiösen Urelemente entwickelte sich ein ausgedehnter Geisterglaube; die ganze Natur erscheint dem Chinesen von Geistern belebt; man ruft sie an und opfert ihnen, so gut wie dem Himmel und der Erde. Auch der Mensch dauert nach dem Tode fort; die Geister der verstorbenen Eltern nehmen teil an den Geschicken der Nachkommen, und die Pietät gegen sie muß auch nach dem Tode durch Verehrung der Ahnen fortgesetzt werden. Über die Vorstellungen, die sich die alten Chinesen von dem Zustande und der Fortdauer nach dem Tode machten, finden sich nur wenig und noch dazu sehr unbestimmte Angaben. In den ältern Schriften wird der Aufenthaltsort der Abgeschiednen unter die Erde verlegt, und dies ist die vorherrschende Meinung geblieben. Die Annahme einer Seelenwanderung findet sich nirgends, ebenso wenig die einer Vergeltung, einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode.

Eigentümlich ist dieser Religion, daß sie keinen besondern Priesterstand hat und darum auch keine Dogmatik. Wir finden keine Theorie der Schöpfung, höchstens einige schwache Andeutungen über den Ursprung der Dinge bei den Philosophen, die aber der Volksreligion gänzlich fremd sind. Es giebt keine Götterbilder und keine Mythologie. Beim Ahnenkultus stellt die einfache Tafel

mit dem Namen des Betreffenden die Person vor. Ebenso wenig kennt der alte chinesische Kultus glänzende Tempel, nur der Reiche hat einen Ahnensaal in seinem Hause. Es giebt keinen Religionsunterricht oder etwas, was unsrer Predigt ähnlich sieht, wohl aber ist das Ceremoniell bis ins kleinste ausgebildet. Man ist peinlich genau in der Ausübung heiliger Gebräuche, um sich der Gunst oder des Rats der Geister zu versichern. Um das Wesen und die Natur der Götter kümmert man sich nicht und läßt deren Eigenschaften lieber im unklaren, als daß man in deren Bestimmung, also in der Individualisierung zu weit geht.

In diesen hergebrachten Ideen lebte und webte auch Confucius (geb. 551 v. Chr.). Seine Haupttendenz war, die alten von ihm verehrten, aber in Verfall geratenen Gebräuche, Sitten und Grundsätze zunächst genau kennen zu lernen, durch seine Lehre wieder herzustellen und für ihre Verbreitung zu wirken. Fremde Lehren und Prinzipien schienen ihm gefährlich; er konnte sich gar nicht denken, daß in China je andre Ideen herrschen könnten, und ebenso seine Schüler und Nachfolger. Er wurde als der Hauptammler und Aufbewahrer der alten Traditionen verehrt und gelangte nach seinem Tode zu einem Ansehen, das er bei Lebzeiten nicht genossen hatte. Die persönliche Auffassung Gottes tritt bei ihm gänzlich zurück, Himmel und Erde sind ihm, wie dem Chinesen überhaupt, die Grundwesen. Thatsächlich hat er sich über religiöse Verhältnisse nur wenig und ungerne ausgesprochen, und wo er es dennoch thut, bleibt er so orakelhaft dunkel, daß man um nichts klarer wird. Er war ein praktischer Staatsmann und giebt als solcher nur eine Anzahl praktischer Sitten- und Lebensregeln, die jedoch des religiösen Prinzips durchaus entbehren. Seine Lehren sind rein weltlich, durch Nüchternheit, scharfen Verstand und weltmännische Klugheit ausgezeichnet und enthalten nur die eine Verheißung, daß, wenn jeder die Sittenlehren befolgt, das Dasein der Menschen gebessert, ja bis zu den Grenzen der erreichbaren Vollkommenheit erhoben werden könnte. Sein oberster Grundsatz ist Pietät und Gehorsam; wenn die Familie wohl geordnet ist, so blüht der Staat. Nach ihm ist wahre Weisheit, das Wohl des Volkes zu erstreben, den Manen zu opfern und die Geister zu ehren. Indes ist er auch andererseits sichtlich bestrebt, den Geisterglauben auf das geringste Maß zu beschränken; man soll sich von ihnen fern halten, „denn sie sind dunkel und schwer zu ergründen, und darum fürchtet der Mensch sie.“ Pflichterfüllung geht ihm schließlich doch über Geisterkultus. Durch bloße Gebete und Opfer etwas zu erreichen paßt nicht zu seinem System; deshalb war ihm, als er einst krank lag, das Gebet seines Schülers sehr gleichgiltig. Über eine Fortdauer nach dem Tode weiß Confucius nichts zu sagen, eine Unsterblichkeit der Seele nahm er nicht an. Er fand den Glauben an eine Fortdauer vor und wußte den günstigen sittlichen Einfluß des Unsterblichkeitsglaubens zu schätzen.

Das zweite China eigentümliche Religionsystem ist das des Laotse, der ein Zeitgenosse des Confucius war und der Stifter der Taoisefekte wurde. Er

will die höchste sittliche Vollkommenheit in jedem schaffen durch wahre Erkenntnis eines höchsten Wesens, die nur durch Intelligenz möglich ist und durch das Im-Herzen-Bewahren dieses Gottes, was allein durch Herzensreinheit, Geistesruhe und Herrschaft über die Begierden erreichbar wird. Die Ansichten des Confucius und des Laotse miteinander verglichen sind himmelweit voneinander verschieden. Confucius will ein strenges Festhalten an den Satzungen der Väter, an der Meinung der alten Weisen, Laotse das Gegenteil, die Fortbildung, den Fortschritt, die Fortentwicklung des Menschengestirns. Confucius will das Glück der Menschen auf dieser Welt begründen, nicht vom Individuum, sondern vom Staate aus, deshalb der unbedingte, aber kindliche Gehorsam der Untergebenen, die unbedingte Gewalt und Autorität der Eltern und Höhern, von Menschlichkeit und Gerechtigkeit geleitet, während Laotse die sittliche Vollkommenheit im Individuum durch wahre Erkenntnis erreichen will. Die Vollkommenheit des Staatsorganismus wird von Laotse nicht in der äußern Macht und in dem Ansehn des Regenten gefunden, sondern vielmehr dadurch geschaffen, daß dieser geistig und sittlich vollkommen und gottbegabt ist und demnächst durch sein Beispiel und seine Lehre die Menschen, die ihm untergeben sind, sittlich zu vervollkommen strebt.

Als Confucius ihn aufsuchte und im Gespräch mit ihm die Maximen der alten Weisen immer und immer wieder her sagte und nur, was sie gesagt hatten, gelten lassen wollte, erwiderte Laotse: „Wie kannst du nur fort und fort von den Männern sprechen, die längst tot und deren Gebeine selbst längst in Staub zerfallen sind. Ihre Sprüche mögen für ihre Zeit recht schön und passend gewesen sein, aber das Rad der Zeit bleibt nicht stehn, und wir rollen, wie sie, weiter im flüchtigen Wagen und müssen ihr folgen und uns in sie schicken mit unsern Ansichten. Sind nun unsre Ansichten zeitgemäß, so sprechen wir sie aus und nützen der Welt, und sind stürmische Zeiten, in denen wir mit unsern Meinungen nicht durchdringen, dann warten wir auf eine schicklichere Zeit und bewahren den köstlichen Edelstein, den wir gefunden haben, im Herzen. Dieses kostbare Kleinod findet aber nur in reinen Herzen Aufnahme, und so lege auch du erst deine Eitelkeit, deinen Hochmut ab und gib deine Anforderungen auf, mit denen du doch nichts ausrichtest.“ Confucius gab jedoch seine Ansichten nicht auf, er drang sogar mit seinen realen Ansichten durch, während die reine Taolehre Laotse's, weil sie ein reines Herz voraussetzt, nur wenig Anhänger fand, denn die Verirrungen und Abgeschmacktheiten der sich heute nach ihm nennenden Sekte der Tao'sse sind gerade das Gegenteil von den Ansichten des Meisters.

Das dritte der in China vertretenen Religionsysteme ist der Buddhismus, der 65 n. Chr. von Indien aus seinen Einzug hielt. Es ist aber ein Buddhismus ganz absonderlicher Art und von solcher Elastizität, daß er alle übrigen Systeme in sich aufnimmt, und daß Indianisten das Kind am Namen schwerlich erkennen würden. Er hat in China eine totale Wandlung erfahren. Dem Gebet wird eine magische Kraft über die Gottheiten zugeschrieben, während es ur-

springlich den Zweck hatte, Buddha zu preisen und im Betenden den Wunsch zu erregen, er möge selbst einst zu gleicher Vollkommenheit gelangen. Schon Gebete machen die Gottheiten dienstbar, gesichert wird der Erfolg durch Verriichten gewisser sehr umständlicher Ceremonien, bei denen der Priester mitwirken muß, dessen man aber ursprünglich so gut wie der gütigen Gottheiten entraten konnte. Eine weitere wesentliche Neuerung ist die Lehre von den drei Graden der Belohnung und der Glückseligkeit als Vorbedingung der vollkommenen Vernichtung aller Existenz. Zu diesem allen denke man sich confucianische Lehren und den spezifisch chinesischen Geisterglauben, und man wird eingestehn, daß der in China herrschende Buddhismus jeden Erklärungsversuch zu schanden macht.

Die Frage, wie sich diese Religionen auf die Bewohner des Landes verteilen, kann schwerlich beantwortet werden, da eine strenge Scheidung der Chinesen in dieser Beziehung nicht möglich ist. Soviel scheint festzustehn, daß sich vorzugsweise die Klasse der Gelehrten zum reinen Confucianismus bekennt, während das Volk in dem seltsamen und lächerlichen Gemisch von Buddhismus und abergläubischer Verehrung allerlei Geister Trost und Befriedigung findet, denn nach der großen Menge buddhistischer Klöster zu schließen, mit denen das Land übersät ist, hat diese Art von Buddhismus die weiteste Verbreitung gefunden. Übrigens steht es jedem Staatsbürger in China frei, zu glauben und zu verehren, was er will, wenn er nur die Pflichten erfüllt, die jedem Unterthan auferlegt sind.

Daß die Absichten des Confucius verwirklicht wären, kann man nicht sagen. Er war dem Geisterglauben von Grund aus abhold und hatte den Gözendienst verpönt. Bei den Anhängern des reinen Confucianismus könnte man zugeben, daß sie sich von grobem Gözendienst fern halten, aber doch nur, um einen eigentümlichen Preis: Confucius ist ihnen selbst zum Gözen geworden. Zahlreiche Altäre sind ihm geweiht, und ihm zu opfern ist eine der vornehmsten Pflichten; sein Bildnis ist überall verbreitet, und schon das Kind in der Schule wird gelehrt, es durch Niederfallen zu verehren. Außerdem ist gerade das Eindringen des Buddhismus in China ein Beweis dafür, daß Confucius eine Lücke gelassen hatte, die in dem religiösen Bewußtsein mit Naturnotwendigkeit nach Ausfüllung verlangte.

Daß man aber solche gegensätzlichen Anschauungen, wie Confucianismus und Buddhismus, miteinander vereinigen konnte, zeugt andererseits von einem großen Indifferentismus, der ein hervorstechender Charakterzug des Chinesen ist. In der That kann man sich kaum größere Gegensätze denken, als die Lehren dieser Systeme. Der Buddhismus ist die Lehre der Ertötung aller natürlichen Regungen, Confucius macht sie zur Grundlage aller Religiosität. Der Buddhismus ist die Religion der Selbsterlösung, Confucius kennt nicht einmal den Begriff der Sünde. Der Buddhismus lehrt die Seelenwanderung und das Eingehn in das Nirwana, Confucius lehnt alle Gedanken über das Jenseits ab. Das Ideal des Buddhismus ist das Mönchtum, dem Confucius ist die Ehe die heiligste Ordnung, keine Nachkommen zu haben ein Verbrechen

gegen Familie und Staat. Mit diesen Widersprüchen hat sich der Chineser abgefunden, weil er tiefe Spekulationen nicht liebt und ihm ein Greifern auf religiösem Gebiet fremd ist. Er befriedigt sein religiöses Bedürfnis ohne Leidenschaft und sieht die buddhistischen Priester als ein notwendiges Übel an. Nur in den Zeiten der Not, wo ihre Gebete zur Vertreibung der bösen Geister beansprucht werden, genießen diese Bettelpriester ein gewisses Ansehen. Ohne Bedenken erlauben sie nach Belieben die Verehrung der nationalen und lokalen Gottheiten, und thatsächlich ist ihnen jeder willkommen, der dem Tempel Geschenke bringt.

Religionsfanatismus kennt somit der Chineser nicht. Kein Volk kann weniger der religiösen Unduldsamkeit geziehen werden. „Die religiösen Gebräuche, sagt ein Chineser, sind so verschieden, als Geist und Charakter der Menschen, jeder folge seiner Ansicht, ohne sich um die der andern zu kümmern.“ Der Verfasser der *Chinese Characteristics* erwähnt zwei im Volke kursierende Ausschmückungen der an Tempelthoren oft wiederkehrenden Inschrift: „Verehrt die Götter, als wären sie gegenwärtig,“ nämlich „Verehrt die Götter, als ob sie kommen könnten, oder thuts nicht, es bleibt sich ganz gleich,“ und „Verehrt die Götter, als wären sie gegenwärtig; verehrt du sie aber nicht, so mach dir nichts daraus.“ Diese Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen bietet natürlich allen Befehrungsversuchen gegenüber das größte Hindernis. Zudem enthält die chinesische Sprache kein Wort, das die jüdische oder christliche Idee von Gott auszudrücken vermöchte. Das Wort, dessen sie sich bedient, ist gleichbedeutend mit Geist oder Verstand. Auch der theologische Sinn des Wortes „Sünde“ ist dem chinesischen Begriffsvermögen unzugänglich. Da der einzige Ausdruck, der es ersetzen kann, „Verbrecher“ bezeichnet, so antworten die Chinesen, die sich nicht für Verbrecher halten, sogleich, sie bedürfen keines Erlösers. Trotzdem mehrt sich die Zahl der Christen in China von Jahr zu Jahr durch die eifrige Arbeit der hier besonders tüchtigen Missionskräfte. Nicht selten freilich hat der Chineser auch seine Privatinteressen, die zur Annahme des Christentums mit beitragen. Die schwache Seite nämlich, woran diese materialistischen Confucianer vorzugsweise zu fassen sind, ist ihr praktischer Sinn. Sobald sie den praktischen Nutzen des Christentums für sich einsehen, greifen sie gern zu, daher erklärt es sich auch, daß das größte Kontingent der bekehrten Chinesen nicht auf die reichere, aber auch verderbtere Einwohnerschaft der Städte kommt, die sich von den Missionaren und der christlichen Kirche keinen Vorteil verspricht, sondern auf das Landvolk, das in seinen wirtschaftlichen Nöten Rat und Hilfe bei den Missionaren findet, die in der Regel auch zugleich tüchtige Landwirte sind. Die Annahme, daß der Christengott die Felder der Christen in seinen besondern und wirksamen Schutz nimmt, ist gleichfalls, besonders in den Hungerjahren, oft ein heimlicher Sporn zu bereitwilligem Übertritt.

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die Rücksicht auf den Vorteil dem Chinesen die Norm giebt für Anwendung der Morallehren im

praktischen Leben. Es war das Bestreben des Confucius, die alten Lehren der ersten Könige, unter denen China ein märchenhaftes Glück genossen haben sollte, wieder in Geltung zu bringen, und zwar versuchte er, eine Sittlichkeit ohne die Stützen der übersinnlichen Welt zu verwirklichen. So unumschränkt, wie Confucius die Ethik gebaut hat auf den Naturboden des Menschenherzens, ohne Glauben an ein Jenseits, ohne Hoffnung auf eine Vergeltung, ist das nirgends geschehn. Viel Erfolg hat er damit nicht gehabt. Seine Lehren werden zwar hoch gepriesen und sind offiziell die Richtschnur des Handelns, wo aber die eignen Interessen des Chinesen in Frage kommen, erweist sich die Anhänglichkeit an den großen Meister doch nur als sehr platonisch. Treue und Redlichkeit schätzte auch Confucius; sieht man darauf die Chinesen an, so sollte man glauben, daß er eher das Gegenteil gelehrt hätte. Ausgerüstet mit einem reichen Schatz moralischer Sentenzen, tritt der junge Mandarin in das öffentliche Leben, aber er denkt nicht daran, diese Grundsätze in die Praxis zu übertragen. Das absolvierte Studium des Confucius berechtigt ihn wohl, ein Amt auszuüben, aber es genügt nicht, es ihm zu verschaffen. Seine ganze Existenz hängt von der herrschenden Gewohnheit ab, und diese Gewohnheit ist Bestechung und Betrügerei. Sie wird überall angewandt, bei dem niedrigsten wie bei dem höchsten Beamten, und wahrscheinlich auch dann, wenn man sich dem kaiserlichen Thron nahen will. Und so abgestumpft ist der Chinese in diesen Dingen, daß er nichts Böses darin findet. Seine Gedanken erstrecken sich in erster Linie auf das Diesseits und auf sein Wohlbefinden. Er kennt nur ein Glück, nämlich reich zu werden, und dieses zu erreichen, dahin geht all sein Streben und seine Sehnsucht. Er hat einen außerordentlich ausgebildeten Sinn für den Gelderwerb, er weiß so instinktmäßig seine Vorteile wahrzunehmen, daß auf dieser Bahn niemand den Wettkampf mit ihm aufnehmen kann. Das einzige, was den Gleichmut des Chinesen stören kann, ist das Geldgeschäft. „Der Weise haßt die Heuchelei und das Verbergen seiner wahren Wünsche unter falschen Vorwänden,“ lehrt Confucius. Die Lüge aber wird im himmlischen Reiche nicht als tadelnswerte Handlung betrachtet, sofern sie nicht allzu ungeschickt gesponnen ist. Einem Chinesen, der zu täuschen beabsichtigt, kann man nur schwer auf die Spur kommen.

Confucius hielt die Humanität und die Bruderliebe für das Tiefste der alten Lehre. Er hatte die richtige und wichtige Einsicht, daß Strafgesetze und deren Vollziehung nicht das Wesentlichste seien, sondern die Anleitung zum Rechte und zur Tugend. Er träumte von einer glücklichen Zeit, wo es noch keine Strafen gegeben habe, und nirgends wird mehr gestraft als im Reich der Mitte, in keinem Lande geht es grausamer zu als in China. Die Strafen der Verbrecher sind der Mehrzahl nach unglaublich barbarischer Natur. China kennt die Folter in der schrecklichsten Gestalt, Todesarten, zu denen das Zerschneiden des Delinquenten gehört, und maßlose Prügel. „Der Weise verachtet nicht den Bemitleidenswerten und Verlassenen,“ sagt Confucius, und ein häßlicher Charakterzug des Chinesen ist der auffallende Mangel an Mitgefühl für

die Not des Nächsten. Was bei uns Mitleid erregt, wird ihm nicht selten Anlaß zu Scherz und Schadenfreude.

Von den vielen Moralvorschriften des Confucius wird, so scheint es uns, nur eine von allen genau befolgt: das ist die Pflicht der Pietät und des Gehorsams. Indem aber der Chinese dieses Grundgesetz des Landes einseitig befolgt, hat er den Blick für andre wichtige Dinge verloren. Wir gewahren bei dem chinesischen Volke einen erstaunlichen Mangel von Eigenschaften, die für den Bestand eines gedeihlichen Gemeinschaftslebens unerläßlich sind. Der Chinese ist ein krasser Egoist, was ihn nicht ganz persönlich berührt, darum kümmert er sich nicht. Daß er sich dadurch selbst am meisten schadet, zu dieser Einsicht läßt ihn sein in dieser Hinsicht beschränktes Urtheil nicht durchdringen. Daß Interessengemeinschaft und gegenseitige Verpflichtungen die verschiedenen Klassen einer wohlgeordneten Gesellschaft verbinden müssen, ist dem Chinesen unfaßlich; ist doch seine Sprache unfähig, den Begriff des die *res publica* vertretenden Staats auszudrücken. Als z. B. Frankreich eine Republik wurde, konnten die chinesischen Litteraten das Wort nicht sinngemäß übersetzen und mußten sich mit einer rein phonetischen Übertragung helfen.

Wie in China von den Eltern die Pflicht der Pietät den Kindern eingepflanzt wird, ohne die geringste Anerkennung der elterlichen Pflichten, so wird in sozialen Verhältnissen auf die Pflicht des Gehorsams der untern Klassen großer Wert gelegt, ohne einen Gedanken an die Rechte, die diesen Untergebenen ebenfalls zustehn. Die Mißwirtschaft im Staatswesen sieht der Chinese als etwas ganz natürliches an. Die Volksmassen kennen keine andern Verhältnisse, und auch unter denen, die mehr Erfahrung haben, begegnet man der Ansicht, daß die schlechte Wirtschaft in ihrem Lande eine unglückliche, aber unabänderliche Bestimmung der Vorsehung sei. Daß der Unterthan ein Recht hätte, von den Regierenden eine ordentliche Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu verlangen, weil das auch seine Angelegenheiten sind, dies einzusehen ist eine Zumutung, die man an den Chinesen vergebens stellen würde. Sein hochkonservatives Wesen und sein traditioneller Hochmut dulden nicht den Gedanken einer Änderung, wäre es auch eine Verbesserung.

Aus diesem Grunde ist ihm auch alles Fremde und Ausländische auf das äußerste zuwider, und besonders sind es die obern Klassen, die diese Abneigung unablässig zu nähren bemüht sind. Ihnen ist die europäische Kultur, in welcher Weise sie sich auch äußert, ein Greuel, denn instinktiv fühlen sie, daß ihre Tage gezählt wären, sollte abendländischer Einfluß je die Massen durchdringen. Insofern ist ihnen auch die christliche Missionsthätigkeit verhaßt, denn jedes Missionshaus ist ein Mittelpunkt, von dem aus die Kultur das ganze Gebiet beeinflusst. Nicht das Christentum ist ihnen der Verfolgung wert; ihr Haß gegen die Missionare ist eben weiter nichts, als eine akute Form des allgemeinen Fremdenhasses. Man kann auch nicht sagen, daß dieses Gebaren der Chinesen Heuchelei sei, sie halten sich in der That für gebildeter als die Europäer. Geben sie auch die geistige Superiorität der Europäer auf manchen Gebieten zu, so halten

sie sie doch für Barbaren. Die Gewohnheiten des Chinesen, seine Litteratur, seine Gedankenverbindung sind von der unsrigen so verschieden, daß es nur schwer gelingt, sich ihm verständlich zu machen. „Es ist entsetzlich, ruft ein Chinese aus, daß sich Barbaren anmaßen, die Bewohner des himmlischen Reichs zu unterrichten, während sie so elendig unter diesen stehn; durch Verwerfung der weisen Lehren der alten Könige zeigen sie sehr wenig Weisheit; sie haben keine Pietät und vergessen die Eltern, sobald sie tot sind; sie bringen ihren Manen nicht das geringste Opfer und würden nicht das winzigste Stück Goldpapier verbrennen, um zur Wohlfahrt ihrer Väter in der andern Welt beizutragen; solche Menschen, die Männern und Frauen erlauben, Arm in Arm und am hellen Tage spazieren zu gehn, haben nicht das mindeste Gefühl für Wohl- anständigkeit; Wahrheitsliebe ist die einzige Tugend, auf die sie Anspruch machen können.“

Mit Recht kann man sagen: Die chinesische Rasse spricht, denkt und fühlt noch heute wie vor dreitausend Jahren. Die Sprache, das Schreibsystem, die Gesetze und religiösen Gebräuche wirken vereint dazu, jede Selbstentwicklung zu vernichten, und haben dieses Volk, das von jeher greisenhaft gewesen ist, von Anbeginn schon gelähmt. Mehr aber als irgend etwas andres hat die Lehre des Confucius, daß alles Alte heilig sei, dazu beigetragen, die Chinesen zu versteinern und in ihrem fossilen Zustande zu erhalten. Die Regierung, die die Bewahrung des Volks in seinem frühern Zustande, weil es so leichter zu regieren ist, für die vornehmste Aufgabe hält, findet in der litterarischen Bürokratie, die voll tiefster Verehrung für das Alte ist, ein ausgezeichnetes Mittel für ihre Zwecke. Die gelehrten Prüfungen aber, die in China eine große Rolle spielen, weil ohne sie, dem Namen nach wenigstens, niemand zu Ehre und Amt gelangt, sind nichts als eitel Täuschung, ihr wissenschaftlicher Wert ist gleich Null. Die unendliche Masse der chinesischen Litteratur ist nicht unpassend mit der „Großen Mauer“ verglichen worden, denn jene gewährt keine wirkliche Belehrung und diese keinen Schutz. In Wahrheit steht die Klasse der Gelehrten und Beamten allem, was Wissenschaft in unserm Sinne heißt, völlig interesselos gegenüber, und dazu hat sie eine Selbstüberhebung, die ihres gleichen nicht kennt. Dies ist aber die Folge der unerschütterlichen Tradition, die darauf hinzielt, jede unabhängige Forschung zur Bereicherung der Kenntnisse zu unterdrücken.

Und weil selbst die zweifelhaften litterarischen Kenntnisse im Vergleich zu der Menge nur wenigen zugänglich sind, so darf es nicht wundern, daß die Tiefe der Unbildung und der Unwissenheit der großen Masse des Volks unergründlich ist; gefesselt in dem Netz herkömmlicher und abergläubischer Unwissenheit, giebt es für sie keinen Ausweg, sich frei zu machen.

Pöhlde

August Spanuth

